

Diethild Graß (geb. Schnelle) aus Edingen

EINE ERINNERUNG AN DIE THADDENSCHULE

Meine schulische Ausbildung habe ich in Heidelberg absolviert – für mich hieß das: neun Jahre Thaddenschule in Heidelberg-Wieblingen. Jedoch hatte alles dies für mich eine an Problemen und Sorgen schwierige Vorgeschichte.

Nach unserer Flucht aus einem kleinen Ort bei Breslau im Januar 1945 landeten meine Mutter, meine beiden Schwestern und ich im Januar 1946 nach Monaten der Provisorien in Sachsen (Frankenberg) und Thüringen (Saalfeld) in der Gemeinde Edingen bei Heidelberg. Dort wohnte der Bruder meines Großvaters mit seiner Familie. Er war leitender Mitarbeiter von BBC in Mannheim und konnte uns in seinem Haus aufnehmen. Es war alles beengt und sorgenbelastet, aber wir konnten leben und damit überleben. Neben unserer Großmutter war die Schwester meiner Mutter mit ihren beiden Söhnen Reinhard – 1939 geboren wie ich – und Herbert mit im Haushalt.

Für meine ältere Schwester Renate stand schon 1946 die Frage an, ob und wo sie ins Gymnasium gehen sollte – die Fähigkeiten dazu besaß sie. Ich weiß nicht mehr, wie und warum entschieden wurde – sie wurde an der Thaddenschule in Heidelberg-Wieblingen für die erste Klasse angemeldet. Damals war noch eine Aufnahmeprüfung Pflicht, die sie ohne weiteres bestand. Warum die Thaddenschule in Wieblingen – da kann ich nur vermuten. Zunächst war dies eine Mädchenschule, das war von Bedeutung. Zudem war der Fahrweg kurz – mit der OEG eine Station von Edingen bis Wieblingen.

Ich selbst konnte 1949 von der Volksschule in Edingen nach Bestehen der Aufnahmeprüfung zu „Thadden“ wechseln. Von da an habe ich bis zum Abitur 1958 eine umfassende, oft strenge, aber immer anregende und im Unterricht sorgsam gepflegte Bildung und Ausbildung erlebt. Unvermeidlich war natürlich der Kontakt mit der ausgeprägt evangelischen Ausrichtung der Schule, eines privaten Gymnasiums, zumal die evangelische Landeskirche Baden bzw. eine Trägereinrichtung als verantwortlicher, auch wirtschaftlicher und administrativer Apparat im Hintergrund wirkte. Dies bedeutete beispielsweise für die Schülerinnen, wenn irgend möglich, am Montagmorgen in der Kapelle am Gottesdienst teilzunehmen.

Eine nicht unerhebliche Erschwernis war für meine Schwester Renate und mich, dann auch für meine jüngere Schwester Brigitte, dass damals – wie auch bei den staatlichen höheren Schulen üblich – Schulgeld erhoben wurde. Das

waren 10 – 30 Mark monatlich, die meine Eltern unmöglich dauerhaft aufbringen konnten. Hier war die Schule in besonderer Weise hilfreich. Aufgrund unserer schulischen Leistungen organisierte die stellvertretende Schulleiterin Hanna Walz, dass wir gewissermaßen auf Stipendienbasis einen Freiplatz erhielten. Dies hat bei mir auf jeden Fall immer das innere Gefühl gestärkt, dass ich in der Schule nicht nur fleißig sein musste, sondern auch gute Ergebnisse bei Klassenarbeiten und in den Zeugnissen bringen musste, um dieses Privileg nicht zu verlieren.

Die damalige erste Klasse (heute fünfte Klasse) begann mit Englisch als der ersten Fremdsprache, was mir nicht sehr große Schwierigkeiten bereitete. In der damaligen dritten (heute siebten) Klasse folgte die zweite Fremdsprache, das sollte Französisch sein. Zu meiner Überraschung verschob man mich aber in eine Nachbarklasse, die mit Latein begann – man hat es mir wohl zugetraut, auch mit dieser Sprache fertig zu werden. Deshalb folgte für mich erst in der fünften (heute neunten) Klasse Französisch als dritte Fremdsprache.

Nicht an alle Lehrer erinnere ich mich – dazu waren auch immer wieder Wechsel zu häufig, vor allem in der Unterstufe. Schulleiterin war die Oberstudiendirektorin Paula Schenkel, die selbst noch mit Elisabeth von Thadden zusammengearbeitet hatte. Sie unterrichtete meist in der Oberstufe Deutsch und Geschichte – in diesen Fächern habe ich sie selbst als Lehrerin erlebt. Sie hatte eine große Begabung, die Talente und Fähigkeiten der Schülerinnen herauszufinden und zu fördern. Stellvertreterin vor allem auch in finanziellen Angelegenheiten der Schule war Hanna Walz. M. W. ohne Lehramtsausbildung unterrichtete sie aufgrund ihrer Kenntnisse in den Unterstufen in Englisch, auch in Deutsch (?). Sie war – Tochter des ehemaligen Oberbürgermeisters – in der Stadt Heidelberg äußerst vernetzt und vielseitig aktiv, in der evangelischen Gemeinde, in der Kulturszene und im Stadtrat. Ganz erheblich war sie in den Frauenorganisationen tätig, wo mit Marie Baum noch eine Traditionsfigur der deutschen Frauenbewegung lebte, die auch als Vorsitzende des Kuratoriums eng mit der Thaddenschule verbunden war.

In einer gewichtigen Stellung war auch Ursula von Rad, die Tochter des Heidelberger Theologen und Fachmanns für Altes Testament, Gerhard von Rad. Neben dem Deutsch-Unterricht war ihr ein solider Religionsunterricht ein maßgebendes Anliegen. Nicht zuletzt als Leiterin des Internats war Frau Eiermann eine weitere stabile Größe, allerdings bei aller entschlossenen Führung nicht ohne kritikwürdige Grundsätze und Alltagsentscheidungen.

Die drei erstgenannten Damen bildeten zugleich das Herzstück der Schule, ihr Engagement war eine wesentliche Voraussetzung für die Funktionsfähigkeit, das Ansehen und die fachliche Qualität der Schule in der Reihe der Heidelberger Gymnasien. Denn natürlich war in einer Universitätsstadt der durch pädagogische und fachliche Leistungen begründete Ruf eines Gymnasiums von ausschlaggebender Bedeutung. Weil dieser Ruf des Thaddengymnasiums hervorragend war, waren unter den Schülerinnen zahlreiche Töchter aus Professoren- und Akademikerfamilien; die zweite gewichtige Gruppe waren Schülerinnen aus den Familien der Mannheimer Industrie und Wirtschaft. Ich habe mich in diesen Klassengemeinschaften wohl gefühlt, aber das Bewusstsein meiner anderen und besonderen Herkunft nicht verleugnen können und wollen. Es ist der Schulleitung und dem Kollegium gerade in jenen, den fünfziger Jahren, gelungen, der Thadden-Schule einen Spitzenplatz unter den Heidelberger Gymnasien zu sichern. Mein Mann hat mir später öfter von einem Gespräch mit unserem gemeinsamen Lehrer, dem Historiker Werner Conze, berichtet, in dem dieser sagte, man könne davon ausgehen, dass jedenfalls im Bereich Geschichte die Note zwei bei Thadden bei anderen Gymnasien die Qualität einer eins besitze.

Von großer Bedeutung war der Ruf der Schule nicht nur als Mädchengymnasium, sondern als betont evangelisch geprägte Privatschule. Dieser Ruf der Schule, der sich allerdings nach 1949 vor allem in den nächsten zwei, drei Jahren stabilisierte und ausbreitete, war stilbildend. Ursprünglich war im Wieblinger Schloss von der pommerschen Gutsbesitzerstochter Elisabeth von Thadden Ende der zwanziger Jahre ein Landerziehungsheim gegründet worden. Töchter aus – oftmals adligen – Landbesitzerfamilien, die fern von einem Schulstandort wohnten und bei denen oft auch eine klassische gymnasiale Ausbildung nicht bevorzugt wurde, erhielten in Wieblingen neben einer soliden, am Gymnasium orientierten Schulbildung eine hauswirtschaftliche und familiär bezogene Ausbildung – das Internat im Schloss erleichterte das. Wenn Abitur abgelegt wurde, dann als Fremdprüfung durch die Schulbehörde.

Die Thaddens waren eine alte preußische, in Pommern weit verzweigte kleinadlige Gutsbesitzersfamilie, eingebettet in einen ausgeprägt kirchlichen, aber auch eigenständigen evangelischen Hintergrund mit einem starken pietistischen Einschlag. Diese entschiedene und strenge Verhaftung im evangelisch-lutherischen und pietistischen Milieu hat auch Elisabeth von Thadden stark geprägt. Ursprünglich in Pommern aufgewachsen, hatte sie nach dem frühen Tod der Mutter dem Vater den Haushalt geführt. Als dieser ein zweites Mal heiratete, musste Elisabeth diese Aufgabe und die Stellung im familiären Umfeld aufgeben. Nach dem Sammeln von pädagogischen und sozialen Erfahrungen u.

a. in Salem entschloss sie sich, mit Hilfe ihres privaten Vermögens zur Gründung des Landerziehungsheimes in Heidelberg-Wieblingen. Neben ihrer erzieherischen Tätigkeit war sie mehr und mehr vor allem mit dem Heidelberger Milieu der dortigen Frauenbewegung verbunden, auch mit der evangelischen Kirche. Dazu gehörten neben dem evangelischen Prälaten Maaß und Marie Baum die Witwe Max Webers, Marianne Weber, und aus der Frauenbewegung Elisabeth Jaffé. Zu diesem Kreis gehörte auch die sozial sehr engagierte Frau des in Heidelberg wohnenden Journalisten Theodor Heuß, Elly Heuß-Knapp, auch sie eine Figur der Heidelberger Frauenbewegung, die mich tief beeindruckt hat.

Auch weil sie die Unterstützung dieses Freundes- und Bekanntenkreises genoss, konnte Elisabeth von Thadden mit ihrer ausgeprägten evangelisch orientierten Arbeit auch unter den Nationalsozialisten ab 1933 zunächst weiterarbeiten. Aber zunehmend geriet sie in das Beobachtungs- und Behinderungsfeld der Nationalsozialisten, denen sowohl ihre Erziehungsarbeit an Mädchen wie die strikte kirchliche Gesinnung ein Dorn im Auge war – dass damit eine eindeutig antinationalsozialistische Einstellung verbunden war, blieb der Partei- und Polizeihierarchie nicht verborgen. Zunächst wurde gegen den Schulbesuch Gegenpropaganda gemacht, dann musste sie unter dem Vorwand der Kriegsgefahr das Internat nach Bayern verlegen, wo es dann während des Krieges geschlossen wurde.

Elisabeth von Thadden begab sich nach Berlin zu Freunden und Bekannten und war immer wieder dabei tätig, von den Nationalsozialisten, besonders der Gestapo, verfolgten Personen und Familien in ihrer bedrängten Lage beizustehen und Hilfe zu organisieren, vor allem im sog. Solf-Kreis. Dazu gehörten auch Verbindungen in die Schweiz und die Kontakte zu den Heidelberger Freunden aus der Kirchengemeinde und der Frauenbewegung. Leider gesellte sich dem Kreis, ohne dass man ihn als solchen erkannte, ein Kontaktmann der Gestapo hinzu, der die Polizei über die Arbeit informierte. Im Rahmen der Verhaftungen nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 wurde auch der Solfkreis inhaftiert, mit ihm Elisabeth von Thadden. Nach einem formalen Prozess vor dem Volksgerichtshof wurde Elisabeth von Thadden im Herbst 1944 in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Die Erinnerung an dieses Schicksal war prägend und ausschlaggebend für den Entschluss, nach 1945 in Heidelberg-Wieblingen die Thadden-Schule als Gymnasium für Mädchen mit einem Internat zu gründen. Dem entsprach dann nicht nur die evangelisch-kirchliche Ausrichtung (ein Monopol für Schülerinnen aus evangelischen Familien gab es aber nicht, auch katholische Mädchen wurden selbstverständlich aufgenommen), sondern auch die nachhaltige Betonung der Tradition des antinationalsozialistischen Widerstandes. Hier lag das Gewicht

zunächst mehr auf der mündlichen Weitergabe der Erinnerung, denn die fachliche Literatur zur Aufarbeitung des Widerstandes war nach 1945, auch noch 1949, eher spärlich. Ich habe z. B. erst in Amerika 1955 bei einem ehemaligen Rundfunkjournalisten, den ich dort kennen lernte, die beiden wichtigsten bebilderten Bände zum deutschen Widerstand kennen gelernt. Trotzdem galt: wer bei Thaddens Unterricht in Geschichte erhielt, begegnete der Tradition des deutschen Widerstandes.

Trotz geringer Neigung zu Mathematik und Physik und begrenztem Interesse für die französische Sprache (aber mit großem Hang zu Musik und Sport) habe ich die Mittelstufe erfolgreich absolviert. Dann kam aber ein einschneidendes Ereignis. Die amerikanische Regierung unterhielt ein mit ihrer finanziellen Unterstützung organisiertes privates Programm, mit dem deutsche Schüler auf Zeit, auch für ein Jahr, in amerikanische Familien wechseln konnten und dort am Schulunterricht teilnehmen konnten. Der „American Field Service“ wurde vom State Department betreut – jedes Jahr konnten so mehrere hundert deutsche Schülerinnen und Schüler zum Teil für ein ganzes Jahr diese Austauschchance nutzen. An der Thaddenschule hatte zwei Jahre zuvor Hilde Speer (eine der Töchter des ehemaligen Rüstungsministers Hitlers, die mit ihrer Mutter in Heidelberg wohnte, während der Vater noch in Potsdam gefangen war), die zwei oder drei Klassen über mir war, diese Chance erhalten und erfolgreich absolviert.

Die Schulleitung, vor allem wohl Frau Walz, waren der Meinung, dass ich sehr gut für einen solchen Austausch mit den USA in Frage kam und schlugen mich vor. Ich weiß nicht mehr, ob ich Angst vor dem Abenteuer hatte, ich war jedoch neugierig genug, mich daran zu wagen. Zunächst war ja auch nicht klar, ob ich das durchaus sorgfältige Auswahlverfahren der Amerikaner überstehen würde. Aber nach dem letzten Auswahlverfahren im Generalkonsulat in Stuttgart wurde entschieden, dass ich mitfahren konnte und im Sommer 1955 von Bremerhaven aus mit dem Schiff nach Amerika fahren würde.

Bei meinen Eltern überwog sicher zunächst die Einstellung, dass man es ja einmal versuchen könnte mit dem Auswahlverfahren – ob ich dann ausgewählt würde, war ja keineswegs sicher. Als die Entscheidung gefallen war, sahen meine Eltern, wohl mit etwas Bangen ausgestattet, doch die Chance und vor allem meine Mutter war eine große Stütze bei den Vorbereitungen. Im Frühjahr musste ich zu einem Vorbereitungsseminar fahren, das in Inzigkofen stattfinden sollte. Im dortigen ehemaligen Kloster war eine Volkshochschule untergebracht, in der wir einige Tage von Fachleuten und ehemaligen

Austauschschülern auf den Aufenthalt vorbereitet wurden. Bei mir war inzwischen klar, dass ich ein ganzes Jahr bei einer amerikanischen Familie verbringen sollte.

Bereits in Heidelberg stieg in den Zug ein weiterer Schüler ein, der sich als Lothar Burchardt aus Eberbach vorstellte. Er war, wie sich ergab, lebhafter Pfadfinder und hatte sehr gute Schulleistungen auszuweisen, erwies sich aber als offener, freundlicher und sehr zugewandter Gesprächspartner während der ganzen Fahrt. Wir hatten ein reserviertes Abteil für uns und in Tübingen – soweit ich mich erinnere – stieg ein weiterer Austauschschüler zu, Volker Langbein. Wir hatten nun eine unterhaltsame und kurzweilige Fahrt bis Sigmaringen – aus der Begegnung sind zwei lebenslange Freundschaften von besonderer Intensität und Qualität geworden.

Im Juli 1955, kurz nach meinem 16. Geburtstag ging es mit dem Zug von Mannheim nach Bremerhaven, wo das Schiff auf uns wartete. Auf der „Seven Seas“ war ein ganzes Rudel an Austauschschülerinnen und -schülern, sodass wir schon vielfältige Kontakte und Begegnungen hatten. Es stellte sich rasch ein besonderer Umstand heraus: auf dem Schiff, im Austauschprogramm, waren noch einige weitere ehemalige Thaddenschülerinnen. Ihre Väter waren – meist als Professoren – beruflich in andere Städte versetzt worden. Die ehemaligen Thaddenschülerinnen waren dort an ihrer neuen Schule für das Austauschprogramm vorgeschlagen und ausgewählt worden. Die vorangegangene Schul- und Sprachausbildung bei „Thaddens“ muss also doch eine gewisse Qualität garantiert haben. So traf ich auf drei oder vier ehemalige Mitschülerinnen, die auch Amerika kennen lernen sollten.

Wir fuhren mit unserem Schiff zunächst in Kanada ein – in den Lorenzstrom. Auf einem Ausflug lernten wir die dortige landschaftliche Umgebung, auch die Niagarafälle kennen. Dann ging es weiter nach New York, wo wir nach einer Begrüßung zur Weiterreise an unsere Bestimmungsorte eingeteilt wurden. Ich sollte nach New Jersey kommen, nach Burlington, zur Familie Taylor. Die Familie hatte zwei Kinder, von den das älteste, die Tochter Nancy Carol, ungefähr so alt war wie ich. Ich sollte nicht nur bei Taylors ein ganzes Jahr wohnen, sondern auch die dortige High-School besuchen. Während der Vater der Familie als Bankdirektor in Burlington arbeitete, war die Mutter, Virginia Taylor, als Englisch-Lehrerin an der High School tätig. Ich hatte es wunderbar getroffen und das Jahr in Burlington wurde für mich zu einem prägenden Erlebnis.

Diese Erlebnisse und Erfahrungen können hier nicht beschrieben werden, sondern gehören zu einem anderen Teil meiner Lebensgeschichte. Nach einem

Kommentiert (G1): Commenté par les élèves de la classe de
r. rémehav

Kommentiert (G2R1):

Kommentiert (G3R1):

Kommentiert (G4R1):

Jahr endete die Zeit mit einer Busfahrt durch den östlichen Teil der USA bis nach Chicago und mit einem Empfang durch die amerikanische Regierung in Washington. Statt des erkrankten Präsidenten Dwight Eisenhower empfing uns der als Außenpolitiker berühmte John Foster Dulles. Dann ging es mit der „Arosa Culm“ über den Atlantik zurück nach Europa.

Natürlich war die Rückkehr zu „Thaddens“ eine freudige Wiederbegegnung, auch mit meiner Klasse. Da das amerikanische High School Programm eine viel freiere Fächerauswahl erlaubte, einer Austauschschülerin zumal, hatte ich in Burlington auf alle naturwissenschaftlichen Fächer verzichtet, anderes wie Geschichte und Politik aus Neigung ausgewählt. Es hätte nahe gelegen, einen Jahrgang tiefer neu einzusteigen und die siebte Klasse zu wiederholen. Es spricht für die pädagogische und persönliche Beurteilungskompetenz der Schulleitung und der Lehrer, dass sie die Rückkehr in die alte Klasse für gerechtfertigt hielten und das Vertrauen in meine Fähigkeiten so einschätzten, dass ich die notwendige Anstrengung und Leistung schaffen würde. Auch bekam ich Unterstützung vor allem durch Frau Klingenstein, die meine naturwissenschaftlichen Lücken zu schließen verstand. Diese umsichtige Sorgfalt und überlegte pädagogische Hilfe und Unterstützung war für die Thaden-Schule typisch und einer ihrer großen Vorzüge.

So konnte ich mit meiner Klasse 1958 das Abitur gut bewältigen, mit einem Erfahrungsschatz an Englisch-Kenntnissen und einem Neigungsschwerpunkt auf Geschichte und Politik. Lehrerin wollte ich auf alle Fälle werden, aber wegen der Studienkosten und der denkbaren Studiendauer war die Heidelberger Universität zunächst nicht im Blickfeld. Lehrerin an der Volksschule konnte man an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg kostenfrei studieren – ich konnte zudem zu Hause wohnen und so war dies das erste Ziel.

Aber hier schaltete sich Frau Schenkel wieder ein. Sie wies mich auf die damals recht neue Möglichkeit hin, eine finanzielle Studienförderung nach dem sog. „Honnefer Modell“ (dem Vorläufer des BaföG) zu erhalten. Als ich nach Erkundigungen und Anträgen sehen konnte, dass ich damit – bei Wohnen zu Hause – das Studium an der Universität aufnehmen konnte, fiel die Entscheidung, Lehrerin am Gymnasium zu werden, leicht und gerne.

Ich erhielt aber eine noch wertvollere Aussage. Frau Schenkel sagte mir, wenn ich einen guten Studienerfolg und ein gutes Examen mitbringen würde, könnte ich auf jeden Fall in der Thaden-Schule als Lehrerin angestellt werden – man würde mich mit Freude begrüßen. Das war damals, als durchaus genügend Lehramtskandidaten vorhanden waren und ich vom Staat als erste Anstellung

durchaus nach Osterburken im Bauland oder nach Waldshut hätte verwiesen werden können, ein sehr hilfreiches Angebot, denn ich konnte in Heidelberg und damit in der Nähe meiner Eltern bleiben.

In dieser Weise wirkte die Thadden-Schule weiterhin in mein Leben hinein. So habe ich ab 1958 in Heidelberg das Lehramtsstudium aufgenommen, mit Geschichte als Hauptfach, Englisch als weiteres Fach war selbstverständlich und dazu die neue Möglichkeit, Politische Wissenschaft zu studieren – Lehramt für „Gemeinschaftskunde“ war damit das dritte Fach. Hier konnten mir meine Schulkenntnisse und Erfahrungen in den USA zu Hilfe kommen. Heidelberg war damals durchaus mit renommierten Professoren in meinen Fächern besetzt, wie Flasdiel und Sühnel für Englisch, Carl Joachim Friedrich und Dolf Sternberger für Politik, vor allem aber in Geschichte Hans Schaefer, Fritz Ernst mit seinem Assistenten Karl Ferdinand Werner und Werner Conze und Reinhart Koselleck in der Neueren Geschichte. Allerdings habe ich auch eine andere Gelegenheit genutzt – die Weltoffenheit der Thadden-Erziehung schlug hier sicherlich durch – und ein finanziell gefördertes Studienjahr in Berlin an der Freien Universität absolviert. Nach einer Examensarbeit über die badische Bauernbefreiung unter Markgraf Carl Friedrich, die recht gut beurteilt wurde, konnte ich 1964 das Staatsexamen ablegen. Es begann sofort die Referendarzeit am Studienseminar Heidelberg. Ich wurde dem Lieselotte-Gymnasium in Mannheim zugewiesen, wo mich Frau Keith in Geschichte betreute und vor allem Frau Mayer-Kramer, die Tochter des Widerstandspolitikers Carl Goerdeler, eine unglaublich kluge und erfahrungsreiche Gesprächspartnerin war – auch hier stand die Vertrautheit mit der Geschichte des Widerstandes im Vordergrund, die mich von der Thaddenschule her geprägt hatte.

So konnte ich 1966 im Frühjahr nach Abschluss der Ausbildung wieder zur Thadden-Schule zurückkehren und dort unterrichten. Es war ein völlig neues Gefühl, in der altvertrauten Umgebung, aber doch in neuer Aufgabe zurück zu kommen, aber auch nun mit Frau Schenkel, Frau Walz und Frau von Rad als Kolleginnen, einigen meiner alten Lehrer ebenso – Frau Klingenstein, Dr. Müller beispielsweise – zusammenzuarbeiten. Hilfreich war, dass eine Studienfreundin, Tilla Kobusch, bereits ein Jahr zuvor als Lehrerin zu Thaddens gewechselt war. Die Lage im Angebot der Lehrkräfte war allerdings teilweise schwierig. So überraschte mich Frau Schenkel gleich zu Anfang mit der Bitte, zu Abdeckung des Unterrichtes in der Unterstufe fachfremd Stunden in Deutsch und evangelischer Religion zu übernehmen. Auf der einen Seite war das eine Last, aber auf der anderen Seite auch ein Zeichen des Vertrauens in meine Fähigkeiten und meine Leistungsbereitschaft – ich habe erst später erkannt, wie sehr Frau Schenkel, Frau Walz und Frau von Rad in meiner Vertrautheit mit der Schule

und der Verbundenheit mit ihrer Tradition einen großen Vorzug gesehen haben.

Heidelberg nach 1965/66 war an der Universität bekanntlich ein Zentrum der studentischen Rebellion, einschließlich der Debatten um Hochschulreform, Veränderung der politischen Strukturen, Demonstrationen und öffentlichen Diskussionen vor allem mit den rebellierenden Studierenden der Linken. Durch meinen Mann – wir hatten im Frühjahr 1966 geheiratet – , der noch an der Universität tätig war, war ich vielfach informiert über die Vorgänge. Kein Wunder, dass, wenn auch gemäßigt, diese Unruhe auch auf die Thaddenschule über- schlug. Gerade mein Fach – Politik bzw. Gemeinschaftskunde in der Oberstufe – hatte hier belehrende, aber auch Diskussionen öffnende Aufgaben. In den Zeiten besonderer Unruhe habe ich mit Zustimmung von Frau Schenkel für die besonders engagierten und z. T. rebellischen Schülerinnen eine politische Arbeits- gruppe zum Diskutieren und Lernen veranstaltet. Die Gegensätze trafen hier schon hart aufeinander, zumal hier mit Marie-Elisa von Thadden, der Tochter des der CDU angehörenden Journalisten von Thadden aus Saarbrücken, der Tochter des Landesrabbiners Levinson, Rahel und zeitweise der Tochter des Umweltprofessors Hoimar von Dittfurth, Jutta Dittfurth die Gegensätze hart aufeinander trafen. Es war aber auch ein Erfolg, dass Streit und Diskussion in verträgliche Methoden gebracht und so auch demokratischer Diskurs vermittelt werden konnte. Für mich als junge Lehrerin war das eine wichtige Erfahrung und zugleich eine gute Bewährungsprobe.

Leider musste die Zeit bei Thaddens 1969 zu Ende gehen, weil mein Mann eine Aufgabe im Kultusministerium Rheinland-Pfalz übernahm und ich mit ihm nach Mainz wechseln musste. Im Sommer davor gab es allerdings noch eine wichtige Begebenheit für die Schule, an die ich mich gut erinnere, die uns Lehrern eini- ges abforderte und die deshalb abschließend hier etwas ausführlicher geschil- dert werden soll. Es ist zu vermuten, dass nur wenige diese Erlebnisse und Ein- drücke schriftlich niedergelegt haben und sicher leben nur noch wenige, die das miterlebt haben. Damit es nicht verloren geht, sei es hier aufgeschrieben.

Als privates evangelisches Gymnasium unterhielt die Thaddenschule in den sechziger Jahren eine Partnerschaftsbeziehung zum Dresdener Kreuzgymna- sium, einem Jungsgymnasium. Auch diese Schule stand unter dem fördernden Patronat der sächsischen evangelischen Kirche, wurde zwar von der staatlichen Schulaufsicht der DDR streng kontrolliert, aber weil sie die Heimat des Dresd- ner Kreuzchores war, des zweiten berühmten Knabenchores in der DDR, blieb sie in einer gewissen Sonderstellung. Eigentlich sollte die Partnerschaft mit der Thaddenschule in einem regelmäßigen Austausch von Klassen und Schülern

bestehen, aber faktisch fuhr immer nur eine Oberstufenklasse der Thaddenschule für eine Woche nach Dresden, um das Kreuzgymnasium zu besuchen. Verantwortlich war in der Thaddenschule der Kollege Dr. Siegfried Müller, der auch Mitglied der damals zunächst noch Gesamtdeutsche Evangelischen Synode gewesen war. Er nutzte deshalb seine innerkirchlichen Kontakte, um die Austauschbeziehung aufrecht zu erhalten. Allerdings musste man auch immer eine zustimmende Haltung bei den Vertretern der SED sicherstellen. So verfuhr Dr. Müller bei seinen Kontakten und Besuchen nach dem System: eine schwarze und eine rote Adresse jeweils nebeneinander zu benutzen.

In den Jahren jugendlicher Protestbewegungen 1967 und 1968 weckte auch das Denken und Verhalten der Schülerinnen beim Austausch in Dresden bei den dortigen Schülern Sympathien. Wie häufig üblich, tauschten auch 1968 die Schüler aus Dresden mit den Schülerinnen aus Heidelberg Adressen und Telefonnummern aus, um Briefkontakt und Gesprächsmöglichkeiten nutzen zu können.

In den Sommerferien 1968 ging der Kreuzchor auf eine Konzertreise, die ihn auch nach Österreich führte. Ich war mit meinem Mann gerade in Urlaub, als wir am Radio und aus der Zeitung erfuhren, dass sich in Salzburg eine Schülergruppe des Kreuzchores abgesetzt hatte und in die Bundesrepublik gefahren war. Natürlich wurde die Reise seitens der DDR sofort abgebrochen und der Chor zurückbefohlen.

Bei der Frage, wie die Kreuzgymnasiasten Anlaufmöglichkeiten in der Bundesrepublik gehabt haben könnten, fiel mir sofort ein, dass unsere Austauschschülerinnen dabei eine Rolle gespielt haben könnten. Und richtig: wenn auch verschleiert, gab es bald Informationen in der Presse, dass die Schülerinnen eines westdeutschen Gymnasiums als Anlaufpartner in Frage kamen. Und so war es auch. Spätestens bei Schulbeginn nach den Sommerferien war für uns Lehrer klar, dass Schülerinnen der Thaddenschule und ihre Familien bei der Hilfestellung für die Flucht der Kreuzgymnasiasten wesentlich mitgewirkt hatten. Einen Anlass, die Schülerinnen deshalb zu tadeln, gab es selbstverständlich nicht, zumal sich alles zumeist im privaten Bereich abgespielt hatte. Aber die andere Hauptfrage war natürlich: wie würde es mit dem Austauschprogramm mit dem Kreuzgymnasium weitergehen?

Der Verantwortliche für den Austausch, der Kollege Dr. Siegfried Müller, hatte natürlich bereits Verbindung mit Dresden aufgenommen. Das Kreuzgymnasium wusste bereits, dass ihm jeder Kontakt mit der Thaddenschule untersagt worden war. Aber es kam auch die deutliche Aussage der SED-Seite, dass die

Austauschreisen so nicht mehr stattfinden könnten, vor allem nicht mit dem Kreuzgymnasium. Nach einigem Hin und Her hieß es seitens der dortigen Schulbehörden, bevor man weiter über eine Fortsetzung des Austauschs reden könne, wolle man mit dem Lehrerkollegium der Thaddenschule sprechen. Vermutlich wollte man eine ideologische Beeinflussung versuchen, jedenfalls den Westdeutschen die Bedingungen für Weiteres klar machen. Angedeutet wurde auch, dass man den Austausch möglicherweise mit einer anderen „Erweiterten Oberschule“, wie sie dort hieß, möglich machen könne. Das Kreuzgymnasium als Partner wurde damit ausgeschaltet.

Auf diese Weise kam es dazu, dass eine Lehrerdelegation im Mai 1969 nach Dresden reisen musste. Neben der schulischen Anforderung war es natürlich von großem Interesse, bei dieser Gelegenheit Dresden sehen zu können, was uns als Westdeutschen normalerweise kaum möglich war. Wir wussten, Dresden war in Teilen wieder aufgebaut und restauriert, aber vieles war noch zerstört, notdürftig gesichert oder Ruine, wie die Reste der Frauenkirche. Terminlich war alles so geordnet, dass man über Pfingsten fuhr und damit durch die Pfingstferien kein Unterrichtsausfall entstand.

An der Reise mussten auf jeden Fall teilnehmen Dr. Müller, Frau Schenkel, Frau Walz und Frau von Rad. Neben der Kollegin Kobusch, einer meiner Heidelberger Studienfreundinnen, wurde auch ich gebeten mitzukommen, dazu eine junge Kollegin, Frau Ruthardt, die erst seit kurzem bei uns war. Bei Frau Ruthardt und bei mir hielt man es für vernünftig, für etwaige politische und ideologische Diskussionen die Ehemänner mitzunehmen. Herr Ruthardt war junger Jurist, mein Mann Historiker. Von Vorteil war, dass wir nicht mit einem Reisebus, wie sonst beim Schüleraustausch, fahren mussten – wir erhielten die damals noch eher seltene Erlaubnis, mit dem privaten PKW anzureisen. Allerdings war gefordert, nur die Autobahn von Herleshausen bis Dresden zu benutzen und sie nicht zu verlassen.

Mein Mann und ich fuhren alleine und das war für mich die Möglichkeit, doch eine Abweichung ins Auge zu fassen. Meine Familie hatte nach der Flucht in Januar 1945 Zuflucht bei Familien in Frankenberg in Sachsen gefunden, woran wir gute Erinnerungen hatten und zu denen auch noch Briefkontakte bestanden. Frankenberg hatte eine Autobahnausfahrt und ich – von raschem Wagemut wie öfter – fragte meinen Mann, ob wir nicht einen kurzen Abstecher von der zugewiesenen Route machen könnten. Gesagt, getan, mein Mann erfüllte mir den Wunsch und wir trafen überraschend, aber herzlich aufgenommen, zu einem Kaffeeplausch bei der befreundeten Familie ein. Natürlich musste die verlorene Zeit bei der Weiterfahrt nach Dresden wieder aufgeholt werden – ein wenig

über der in der DDR geltenden Geschwindigkeitsobergrenze von meiner Erinnerung nach 80 km/h.

Die Erlebnisse der folgenden Tage sind nachfolgend nicht in der genauen zeitlichen Reihenfolge geschildert – das gibt meine Erinnerung nicht mehr her. Aber ungefähr wird es sich wiedergeben lassen. Am ersten Abend gab es noch in der Wohnung des Schulleiters des Kreuzgymnasiums ein Treffen mit einigen Lehrern, wobei natürlich die Stimmung gedämpft war, aber man glaubte daran, dass es mit Hilfe der staatlichen Stützung des Kreuzchores und der Mitwirkung der evangelischen Kirche möglich war, das Gymnasium und seine besondere Stellung zu erhalten. Trotzdem war eine skeptische Vorsicht nicht zu verkennen – dem SED-Staat war alles zuzutrauen. Klar war, dass derzeit an eine Fortführung des Schüleraustauschs nicht zu denken war.

Am nächsten Tag, dem Pfingstsonntag, konnten wir am Gottesdienst in der Kreuzkirche unter Mitwirkung des Chores teilnehmen – die Kirche war wieder benutzbar gemacht worden, aber keineswegs restauriert – die kahlen Backsteinwände waren ein bemerkenswertes Anzeichen.

Sehr bald, ich glaube, nach der Ankunft, wurden wir auch von der staatlichen Schulseite mit dem vorgesehenen Programm vertraut gemacht. Es war eine Mischung zwischen Besichtigungsangeboten, einschließlich Besuch der sächsischen Schweiz, und offiziellen Begegnungen. Wir sollten ein Abendessen mit den Vertretern des Schulamtes haben und außerdem eine Schule in Radeberg besuchen, die uns als künftige denkbare Austauschschule genannt wurde. Dr. Müller mit seinen Kontakten brachte schnell heraus, dass die Radeberger Schule als besonders gut auf die SED ausgerichtet galt und die Schulleiterin insbesondere als eine gut verankerte Funktionärin anzusehen war.

Soweit notwendig, wurde für unsere Touren ein Bus bereitgestellt und ein Mitarbeiter des Schulamtes – wie er sich selbst vorstellte, ein Herr Schultheiß – begleitete uns mehr oder weniger ständig. Er klärte auch immer pflichtgemäß darüber auf, was verboten oder erlaubt war. Natürlich gab es mit ihm ständigen Gesprächskontakt und nach einiger Zeit, als wir die Informationen unter uns Kollegen austauschen konnten, hatten wir herausbekommen, dass seine Aufgabe, uns zu betreuen, für ihn als eine Art Bewährungsprobe auf seine Linientreue angeordnet worden war. Er hatte sich als Lehrer wohl nicht immer ausreichend linientreu verhalten und war deshalb an das Schulamt abgeordnet worden, damit man ihn besser unter Kontrolle halten konnte. Das hieß natürlich auch, dass er unter der Beobachtung der Staatssicherheit stehen musste. Trotzdem: gerade weil uns das bewusst war, entwickelte sich zu ihm ein durchaus

angenehmes und persönliches Gesprächsverhältnis, was den ganzen Aufenthalt sehr erleichterte.

Natürlich konnten wir uns in Dresden umschaun und auch die berühmte Gemäldegalerie besuchen, samt dem nahegelegenen Zwinger – die nebenan stehende Semperoper war noch nicht wieder aufgebaut. Ebenso interessant war der Ausflug in die Sächsische Schweiz mit dem Elbedampfer, der uns in Bad Schandau entließ, wo wir dann nach dem Aufstieg zur Bastei zum Mittagessen angemeldet waren. Die Rückfahrt auf der Elbe führte uns an dem bekannten Schloss Pillnitz vorbei, eine Chance, dort auszusteigen und uns umzusehen, gab es leider nicht.

Ein Abend war für ein Abendessen auf Einladung des Dresdener Schulamtes reserviert, beim dem wir natürlich mit linientreuen SED-Funktionären zu rechnen hatten, möglicherweise auch einem stillen Beobachter der Staatssicherheit. Die Begrüßungsansprachen waren freundlich, aber durchaus von politischen Feststellungen durchsetzt. Herr Dr. Müller und Frau Schenkel antworteten eher protokollarisch mit Dank für die Einladung und die Chance zur Begegnung, ließen sich aber nicht auf politische Äußerungen ein. Immerhin fand das Treffen im Mai 1969 kurz vor der westdeutschen Bundestagswahl im September statt, für die von seiten der DDR-Regierung für eine Neupositionierung der Außenpolitik der Bundesrepublik in antiwestlicher Ausrichtung geworben wurde. Je länger der Abend dauerte, desto heiterer wurde die Runde, zumal von der Dresdener Seite nach dem Essen ausgiebig scharfen Getränken zugesprochen und dazu eingeladen wurde. Ich konnte dem mit großer Mühe ausweichen, während mein Mann, der auch noch Auto fahren musste, später gestand, dass der ihm gereichte Wodka zu großen Teilen einer hinter ihm stehenden Grünpflanze zu einem berauschten Erlebnis verholfen hatte.

An einem Nachmittag fuhren wir denn auch mit einem Bus nach Radeberg – nicht nach Radebeul nahebei, wo wir auf Karl May gestoßen wären – und trafen uns mit den dortigen Lehrervertretern. Neben der Besichtigung der Schule gab es ein offizielles Gespräch beider Seiten in einer Art Aula. Nach den obligatorischen Grußworten gab es Diskussionen über Pädagogisches, z. B. die schulischen Leistungen der Schüler, Informationen über das Schulsystem der DDR, die kaum neu waren, und auch über sonstige pädagogische Fragen. Zum Aha-Erlebnis, über das wir noch oft gespöttelt haben, wurde eine Debatte, was zu tun war, wenn ein Schüler absolut nicht in der Lage war, das in der Klasse geforderte Niveau fachlicher Leistungen zu erreichen. Natürlich gab es die lange Latte pädagogischer Hilfen: Nachhilfe, gesprächsweise Betreuung, Einbeziehung qualifizierter Mitschüler. Und dann doch die letzte Frage – sie blieb uns in

Erinnerung – was geschehe, wenn das alles nichts helfe, keine Wirkung zeige, der Schüler bei seinen miserablen Leistungen verharre. Antwort: „Nu, wenn allet nischt hilft, dann machen wir das halt mit Länin!“ Das hieß eigentlich: wenn der Schüler ein guter SED-Anhänger war, die Eltern vielleicht auch, dann gab es eben die ideologisch vertretbare Versetzung in die nächste Klasse.

Wie nicht anders zu erwarten, versuchten die Schulleiterin und vor allem ein ideologisch versierter Lehrer, die Heidelberger Kollegen zu einer gemeinsamen Resolution unter dem Oberthema „Friedenspolitik der DDR“ zu gewinnen. In einer ersten Runde vertraten Frau Schenkel und Dr. Müller den Standpunkt, dass es bei aller Zuneigung zu einer friedlichen Zukunftsentwicklung nicht Aufgabe und Auftrag eines Lehrerkollegiums sein könne, derartige politische Erklärungen zu vereinbaren oder öffentlich abzugeben. Das Drängen wurde nachhaltiger unter dem Motto, wie jemand gegen den Frieden sein könne. Deshalb nahmen mein Mann und Herr Ruthardt das Wort und entgegneten mit Deutlichkeit und einer gewissen Schärfe, dass die Bundesrepublik von keinen aggressiven Absichten geprägt sei, dass man aber das System der Demokratie, der Freiheit und der persönlichen Selbstbestimmung so hochschätze, dass ein irgendwie geartetes Einverständnis mit dem in der DDR bestehenden System nicht möglich sei. Beide verwiesen darauf, dass diese freiheitliche demokratische Ordnung die weitreichende und nachhaltige Unterstützung der ganzen Bevölkerung genieße.

Nach diesen Reden kamen die DDR-Kollegen zu der Einsicht, dass mit diesen Heidelberger Kollegen kein politisches Arrangement möglich war und die Debatte wurde bald abgebrochen. Wir fuhren danach mit unserem Bus nach Dresden zurück und einige Kollegen und Kolleginnen der Radeberger Schule nutzten die Gelegenheit, auf diese Weise nach Dresden, ihrem Wohnsitz zurückzufahren. Dabei ergab sich, dass eine neben mir sitzende Radeberger Kollegin mir nach einigen unverbindlichen Gesprächsanläufen offen sagte, dass es ihr und auch anderen Kollegen außerordentlich gutgetan habe, dass den SED-Vertretern in dieser offenen und direkten Weise widersprochen worden sei und das freiheitliche System so klare Vertretung gefunden habe. Für mich war dies wiederum ein Zeichen, dass unter der Decke einer erzwungenen Linientreue so mancher stille Widerspruchsgeist lebendig war.

Die Rückfahrt von Dresden nach Heidelberg war vorgegeben, vor allem war aber ein – bei den Heidelberger Kollegen sehr erwünschter – Zwischenaufenthalt in Weimar eingeplant, um das Goethehaus besichtigen zu können. Außerdem sollte uns der Erfurter Oberbürgermeister im Hotel „Elefant“ zu einem Mittagessen einladen und für unsere Fragen zur Verfügung stehen. Er gehörte

der Ost-CDU an und konnte natürlich darauf verweisen, dass die DDR der Stadt Weimar als dem Wohnort von Goethe und Schiller eine besondere Fürsorge und Förderung angedeihen lasse. Immerhin bot das Goethehaus zwar immer noch einen sanierungsbedürftigen Eindruck, aber es war nach den vorhandenen Möglichkeiten in einem guten Zustand.

Der Oberbürgermeister sparte beim Essen auch nicht mit Lob für die beträchtlichen staatlichen Leistungen der DDR; immerhin war unter den Städten der DDR, die sich damals weithin nicht in sehr vorzeigbarem Zustand befanden, Weimar ähnlich wie Dresden oder Leipzig – dieses wegen der Messefunktion – eine Vorzeigerolle eingeräumt worden. Eine interessante Gesprächspassage gab es dann auch noch. Der Oberbürgermeister schilderte die Zusammensetzung des Stadtrates, natürlich mit einer Liste der „Nationalen Front“, in der die SED die stärkste und maßgebende Gruppe der Ratsmitglieder stellte. Die Ost-CDU hatte nur einen bescheidenen hinteren Platz. Das warf die Frage auf, warum dann, wenn die SED die stärkste Partei war, die Ost-CDU den Oberbürgermeister stellte. Zunächst hieß es, das sei eben so vereinbart, aber offen blieb, warum die kleinere Partei und nicht die stärkste den Oberbürgermeister stellte. Dazu fiel unserem Gesprächspartner nichts anderes ein, als nach einigem Herumreden festzustellen, dass die CDU 1946 bei Kommunalwahl die stärkste Partei im Stadtrat gewesen sei. Der jetzige Amtsinhaber bezog also die Legitimität seiner Funktion auf die letzte einigermaßen freie Kommunalwahl in der damaligen sowjetischen Besatzungszone, nicht aber auf die vielen Wahlen unter dem SED-Einheitsregime seither – eine bemerkenswerte Erkenntnis für uns.

Anschließend an diesen Besuch hatte ich noch einen besonderen Wunsch. Seit langem gehörten die Stifterfiguren des Naumburger Domes für mich zu den eindrucksvollsten Zeugnissen der mittelalterlichen Kunstgeschichte. Nun waren wir – ohne Kenntnis, wann es je wieder eine Chance geben würde, diese Figuren vor Ort zu sehen, - mehr oder weniger in der Nähe von Naumburg. Dorthin zu fahren, bedeutete aber, von der vorgeschriebenen Fahrtroute abzuweichen und bei einer Kontrolle durch die Volkspolizei einer Serie von Unannehmlichkeiten, wenn nicht mehr ausgesetzt zu sein. Trotzdem war mein Mann bereit, mir zuliebe das Risiko einzugehen und noch nach Naumburg zu fahren. Wir mussten nur sehen, dass wir vor 12 Uhr Mitternacht die Grenze bei Herleshausen in die Bundesrepublik überschreiten konnten.

Man musste zunächst auf der Autobahn ein Stück östlich bis Jena zurückfahren, um die Hauptstraße nach Naumburg zu erreichen. Dort, so meinte mein Mann, müsste man in akzeptabler Zeit das Ziel erreichen. Weit gefehlt: die ehemalige Reichsstraße erwies sich als Hauptstraße von typischer DDR-Qualität mit

Schlaglöchern, Buckeln, Rinnen und Schrägstellen. Kein Gedanke, einigermaßen schnell voran zu kommen. Überflüssigerweise verloren wir unterwegs auch noch eine Radkappe – konnte sie uns verraten? Nach einem kurzen Suchblick entschlossen wir uns, einfach weiter zu fahren – die Suche hätte uns zu viel Zeit gekostet.

So kamen wir dann doch noch nach Naumburg, das als Stadt keinen herausgeputzten und gepflegten, aber wenigstens halbwegs ansehbaren Eindruck machte. So konnte ich den Naumburger Dom betreten und mir die berühmten Stifterfiguren im Original ansehen – eine unschätzbare und wohltuende Freude für mich. Wir blieben unbehelligt, m.E. nach konnten wir noch irgendwo eine Tasse Kaffee zu uns nehmen und machten uns dann auf den Heimweg. Es dauerte, bis wir mühsam die Autobahn wieder erreicht hatten – ohne angehalten zu werden – und mein Mann musste schon ein wenig die Geschwindigkeitsbeschränkungen überschreiten, um rechtzeitig in Herleshausen zu sein. Ich erinnere mich dunkel, dass wir etwa um 11 Uhr nachts die Grenze überschritten und dann Gott sei Dank in Herleshausen ein Lokal fanden, das noch offen hatte und wo wir eine kurze Mahlzeit erhalten konnten. Etwa gegen 2 Uhr 30 waren wir dann wieder in Heidelberg.

Im Juli gab es dann den Abschied von Heidelberg und von der Thaddenschule und ich konnte in Mainz im Gymnasium am Kurfürstlichen Schloss meine Lehrerinnenarbeit fortsetzen, ab 1978 am neuen Gymnasium in Nieder-Olm bei Mainz und als Studiendirektorin. Die Prägung und die Lehrzeit bei Thaddens haben mir aber auf diesem Weg unendlich viel hilfreiche Grundlagen und Erfahrungen mitgegeben.